

№ 47. 1899.

Durchgekämpft.

Novelle von **L. Westkirch.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Hanna hatte inzwischen ihre Mutter schon im Hausgang getroffen. Stürmisch warf sie sich ihr in die Arme und gestand schluchzend ihr Leid. Frau Rudhart zog die Fassungslose in die Schlafkammer der Hauswirthin, die für den Abend zur Damengarderobe hergerichtet war.

„Bleib' hier. Ich benachrichtige Papa."

Der Baurath saß im Rauchzimmer und spielte mit dem Hausherrn und Vicelius Skat, als seine Frau ihm in's Ohr flüsterte, daß sie mit Hanna heimfahren wolle. Erschrocken ließ er die Hand mit den Karten sinken. „Warte, Grete, ich komme mit euch. Schlimm ist dem Mädchen? Doch nichts Ernstes?"

„Bewahre. Nur ein bischen Schwindel und Kopfweh."

„Das kommt vom Tanzen," sagte der Baumeister etwas trocken.

Die Mutter, die besser wußte, woher ihres Kindes Unpäßlichkeit rührte, erwiederte ärgerlich: „Aber keine Spur! Vom Tanzen kommt's nicht."

„Doch," behauptete Vicelius, „es kommt vom Tanzen. Das Mädchen ist zu eng geschnürt. Das sieht ja Jeder."

Frau Grete sah Vicelius lächelnd in die Augen. „Reden Sie, was Sie wollen. Mich bringen Sie nicht auf; ich thue Ihnen den Gefallen nicht."

„Ich möchte Sie aber aufbringen, aufrütteln vielmehr," sagte der Baumeister, seinen rothen Bart streichend. „Um Ihre Hanna ist's nämlich wirklich schade. Unter verständiger Leitung könnte aus der noch ein ganz vernünftiges Frauenzimmer werden."

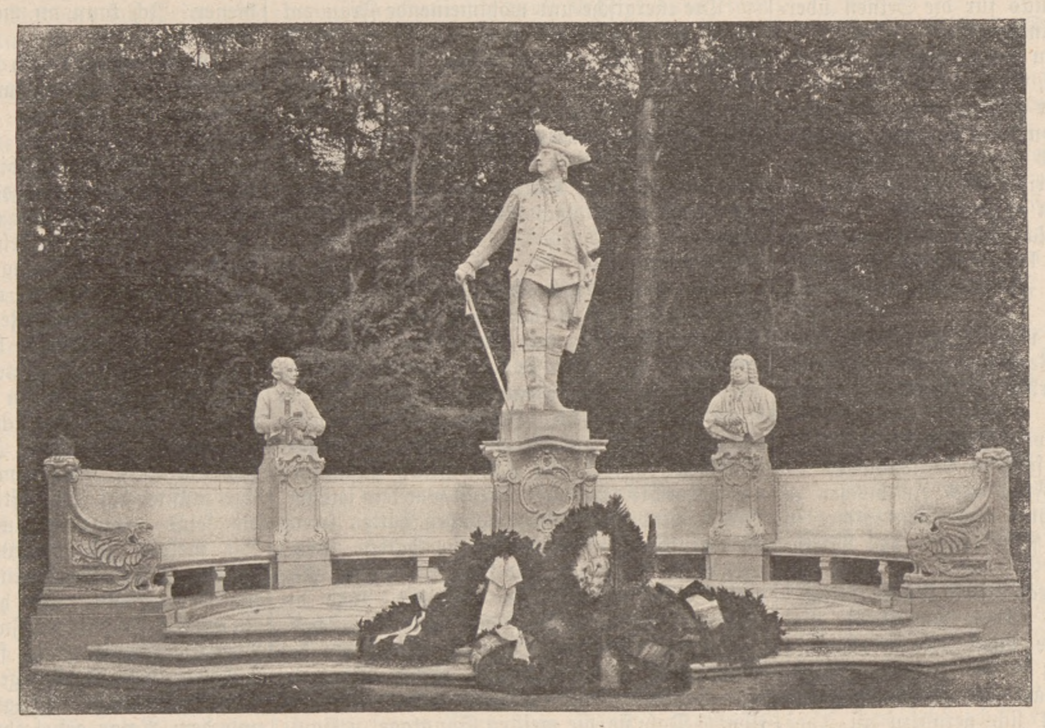
„Ich danke im Namen meiner Tochter für das Kompliment. Sie sind ausnehmend höflich."

„Weihrauchwolken dürfen Sie von mir nicht erwarten. Wenn ich Rudhart wäre —"

„Dann wär' ich nicht Frau Rudhart."

„Wissen Sie, da geb' ich Ihnen einmal Recht. Das glaub' ich selbst nicht."

Man trennte sich. Schweigend fuhr die Familie Rudhart heim. Hanna saß, den schmerzenden Kopf in die Kissen gedrückt, da; ihre Schwester war ein wenig verdrießlich über den jähen Abbruch des Vergnügens. Der Baurath sah längst wieder die Kuppeln und Bogen eines neuen Entwurfes sich in der Dunkelheit aufbauen und überdachte die Arbeit des nächsten Tages.



Das Denkmal Friedrich's des Großen in der Siegesallee in Berlin. (S. 372)
Nach einer Photographie von Hugo Rudolphy in Berlin.

„Müssen wir zum Arzt schicken?" fragte er, sich besinnend, da sie ihre Wohnung betraten.

Die Mutter lachte. „Gott sei Dank, nein. Unsere Hanna hat dem jungen Rispenstedt einen Korb gegeben. Darüber ist sie nun aus allen Fugen."

„Rispenstedt? Das ist, wenn ich nicht irre, ein vermögender junger Mann, ein Mann aus guter Familie, ein hübscher Mensch und angenehmer Gesellschafter."

„Er ist," sagte Frau Rudhart stolz, „was man eine gute Parthie nennt. Nicht viele junge Mädchen würden groß genug gedacht haben, ihn auszuschlagen."

„Du aber hast es gethan, Hanna?"

Die Mutter schob das vergebens nach Worten ringende Mädchen sanft zur Thür hinaus.

„Laß sie gewähren, Rudi. Er ist ihr nicht ernst genug."

„Nicht ernst genug? Der Ernst kommt, kommt zu früh. Ich wünschte doch — und eine Tochter geborgen wissen — ich würde um eine schwere Sorge leichter sein, Grete."

Die Frau lehnte ihren Kopf an seine Schulter. „Um Dir Sorge zu ersparen, wirst Du Deines Kindes Gemüth nicht verwirren. Es ist so edel, dem unbeirrten Gefühl zu folgen, nur dem Gefühl! Ich bin stolz auf unsere Hanna."

2.

Der nächste Morgen brachte eine Fluth von freundlichen Anfragen und Blumenspenden. Zur Visitenstunde aber erschien Fee's Tänzer, der hübsche Leutnant, in Person. Und als er, schneidig die Hacken zusammenschlagend, gegangen war, faßte Fee glückstrahlend ihrer Mutter Hände, deren Blicke entzückt an den anmuthig gerundeten Linien der nicht übergroßen Gestalt, an dem bräutlich erröthenden Gesicht ihrer Aeltesten hingen.

„Glaubst Du, daß er mich lieb hat, Mama?"

„Mein Liebling, ich glaube es wohl."

„O, wie bin ich glücklich! Mama, wie ist das Leben schön!"

In diesem Augenblick trat Hanna ein.

Seltsam berührte die Mutter der Gegensatz in der Mädchen Erscheinung. Wie das lachende Leben selber prangte Fee in der Seligkeit ihrer jungen Liebe. Düster, ernst, gehalten stand die Andere auf der Schwelle, und in ihren dunklen Augen flimmerte ein unbestimmtes Schreckniß.

„Mutter, was wollen die vielen Leute vor dem Hause?"

Schwere Füße scharrten schon auf der Treppe. Aber an der Flurthür zögerten sie, standen wartend. Stimmen flüsterten, schwollen an zu dumpfem Murmeln und sanken fast zur Unhörbarkeit herab. Mit einem Ruck riß Frau Rudhart die Flurthür auf und taumelte mit einem Schrei zurück. Sie stand vor der Leiche ihres Mannes.

Auf einer Tragbahre brachten sie ihn, der vor wenigen Stunden blühend, in der Vollkraft seines Lebens und seiner Hoffnungen Abschied von den Seinen genommen hatte. Ein Schlagfluß hatte ihn auf dem Bauplatz gefällt wie ein Blitzstrahl. Den Kopf voll lang ausschauender Entwürfe, die Phantasie voll Ideen, die erst nach Jahren in Stein erblühen sollten, war er hinüber gegangen. Schon an der Stätte des Unglücks hatten die Aerzte ihre Kunst an ihm versucht. Vergebens. Es war vorüber; ohne Hoffnung vorüber. —

Und noch einmal, beim Begräbniß des angesehenen Mannes, genoß die Familie Rudhart die höchsten Ehren, die Menschen den Menschen erzeigen können; noch einmal fühlte sie sich auf der Höhe des Lebens, herausgehoben, wenn auch nur durch den Vorzug schwersten Leides aus dem gemeinen Troß, der Mittelpunkt, das Ziel warmer Antheilnahme, herzlichen Mitgefühls von Stadt und Land.

Doch kaum hatte sich der Hügel, zwei Fuß hoch überdeckt mit Lorbeerkränzen, über dem phantasievollen Künstler und liebenswürdigen Menschen geschlossen, da war auch die Sommer- und Rosenzeit des Glücks für die Seinen übergegangen in tiefe Winternacht.

Im Haus der Frau Schlichting, der liebenswürdigen Ballwirthin, begann der Umschwung. Sie saß im Kreis ihrer Freundinnen am Kaffeetisch. Man sprach von dem schweren Unglück, das den Kollegen und Freund getroffen hatte.

„Unglaublich traurig! Wissen Sie, wie die bedauernswerthe Frau es trägt?"

„Die Aermste! Natürlich bin ich gleich zu ihr geeilt. Aber sie ließ sich nicht sprechen."

„Sehr begreiflich. Für die Kinder ist natürlich gesorgt."

„Nun, ich weiß nicht recht. Nach dem, was mir ihre eigene Verwandte, die Neumann, erzählte, sollen die Verhältnisse nicht zum Besten stehen."

„Ich hörte sogar von Schulden."

„Schulden! Bei solchem Einkommen?"

„Unter uns, die Frau war ein bischen zu ideal angelegt, mit ihren Gedanken immer in höheren Regionen — sie verstand das Wirthschaften nicht."

„Die Mädchen verbrauchten auch nicht wenig."

„Das sagte ich ja. Diese Toiletten! Gesucht einfach sahen sie aus, kosteten aber ein Heidengeld. Ich weiß es von unserer Schneiderin. Der gute Rudhart war zu schwach gegen seine Familie, er hat sich geradezu zu Tode gearbeitet."

„Was fangen die Hinterbliebenen denn nun an?"

„Vorläufig gar nichts. Die Frau ist ja so unpraktisch. Sie sitzt tagelang am Grab ihres Mannes und wartet, daß der liebe Gott sie erleuchten soll."

„Schade! Sonst war's solch' eine liebe Frau."

„Nun natürlich. Was ich von ihr gehalten habe, wissen Sie doch Alle. Immerhin ist es unbegreiflich, es streift fast an Unzurechnungsfähigkeit, seine Töchter aufzuziehen wie Prinzessinnen, wenn man ihnen nichts, aber auch gar nichts zu hinterlassen hat."

Die Männer, deren Meinung sich beim Bierkrug abrundet, wie die der Frauen beim Kaffee, beschäftigten sich mehr mit dem Verstorbenen selbst.

„Ein verteufelt leichtherziger Mensch, der Rudhart! Lebt in den Tag hinein und geht vergnügt aus der Welt, ohne nur eine Lebensversicherung für die Seinigen gekauft zu haben. Wie der Mann ruhig schlafen konnte! Und er that immer, als wollte er seine Kinder vor Liebe auffressen."

Und das Endergebniß bei Kaffeetasse und Bierseidel war das gleiche: „Mitleid verdienen solche Leute nicht. Sie selbst sind Schuld an ihrem Unglück."

Sie sind selbst Schuld! Ein beliebtes Verdikt, ein bequemer Schluß, der alle lästigen Pflichten gegen den Freund in der Noth entbindet.

Die Erste, die in das Trauerhaus kam, um nach dem Rechten zu sehen, war Frau Neumann. Da Frau Rudhart, betäubt von ihrem großen Schmerz, zu keiner praktischen Arbeit fähig war, zog Tante Guste die Schiebladen im Schreibtisch des Todten auf, sammelte die einzeln umherliegenden Summen, sah seine unordentlich geführten Bücher nach, lief zu Geldleuten und auf Sparkassen, um nach mehrtägigen Mühen zu verkünden, daß den Erben unter Zurechnung der wahrscheinlich eingehenden Guthaben und nach Abzug von Begräbniß- und Umzugskosten, ein Kapital von sechstausend Mark bleiben werde, eine Eröffnung, die stumpfe Verblüffung unter den Betheiligten hervorrief. Was? Sechstausend Mark? Man war gewohnt, jährlich das Doppelte auszugeben. Sechstausend Mark! Und wenn sie verbraucht sein würden, also in einem halben Jahre?

Die energische und wohlmeinende Frau entschied, daß das Geld überhaupt nicht angegriffen werden dürfe. „Sechstausend Mark ist nicht viel," erklärte sie, „aber immerhin ein Nothpfennig. Natürlich müßt ihr eure theure Wohnung aufgeben, euren stylvollen, unpraktischen Hausrath verkaufen. Und was die großen Mädchen anlangt, die müssen aus dem Haus. Ich werde mich nach Stellungen für sie umsehen."

— — — — — — — — — —

Vom Unglück gebrochen, ließ Frau Rudhart diese einzige ihr in der Noth treu gebliebene Freundin schalten, und da Tante Guste nicht wählerisch war, fand sie bald, was sie brauchte. Fee kam als Repräsentantin in das Atelier eines Photographen. Hanna war zur Stütze der Hausfrau ausersehen. Das verwöhnte Mädchen raffte tapfer ihren Muth zusammen und gehorchte. Aber der Dienst war kein leichter. Die Köchin, das Stubenmädchen hatten streng abgegrenzte Obliegenheiten; sie hatten Feierabende in der Woche und freie Sonntage. Für die „Stütze" nichts von alledem! Was die Anderen liegen ließen, das war ihr Theil. „Fräulein, besorgen Sie das; die Köchin hat keine Zeit!" und „Fräulein, flicken Sie dies; das Stubenmädchen arbeitet nicht nach acht Uhr!" Daß sie die meisten Sonntage zu Hause blieb, verstand sich von selbst. Wozu Feiertage? Sie arbeitete ja nicht. Kochen, Stubenreinigen will gelernt sein; wer's erlernt hat, darf Ansprüche machen. Die Stütze hat nur gelernt, was jede Frau lernt. Darum gibt es keine Grenze für das, was man von ihr verlangen kann. Das unbesoldete Fräulein ist Mädchen für Alles von früh bis spät. Auf die „Stütze" schieben Köchin, Magd und Hausfrau ihre Pflichten. An ihr lassen Frau, Mann und Kinder ihre schlechte Laune aus.

Trotz ihres ehrlichen guten Willens riß der hochgemuthen Hanna schon nach wenigen Wochen die Geduld. Nach einem heftigen Auftritt flüchtete sie heim.

Athemlos lief sie die Treppe hinauf und riß die Thür des Stübchens auf. Da saß ihre Mutter, gealtert, vergrämt, mit gerötheten Augen über einen Packen Taschentücher gebeugt, in die sie Namen zeichnete.

Hanna sank neben ihr auf die Kniee. „Es ist aus, Mutter! Ich bin fortgelaufen. Ich bleibe bei Dir, immer bei Dir."

Frau Rudhart sah sie traurig an. „Was wird Tante Auguste sagen? Und wenn nur Paul nichts dawider hat, daß Du bleibst."

„Paul?"

„Der arme Junge plagt sich schon so sehr mit Stundengeben ab. Wir müssen uns auf das Aeußerste einschränken."

„Sei ruhig, Mütterchen. Ich werde euch nicht zur Last fallen. Du hast mich mancherlei lernen lassen. Ich male Blumen, nähe, stricke, häkle, spiele Klavier. Gleich jetzt, gib her, Mütterchen, ich helf' Dir das fertig sticken. Du sollst sehen, ich verdiene noch dazu für Dich und Paul —"

Erst nach Mitternacht kam der Bruder heim, schwer betrunken. Er lag bis zum Mittag des nächsten Tages im Bett. Und als Hanna den geringen Silbervorrath durchsah, entdeckte sie, daß zwölf vergoldete Kaffeelöffel, ihr Pathengeschenk, verschwunden waren.

„Paul brauchte Bücher," murmelte die Mutter entschuldigend. Sie zeigte keinerlei Entrüstung über den leichtfertigen Sohn. „So sind die Studenten alle. Wären wir in unseren alten Verhältnissen geblieben, Niemand würde wagen, Paul einen Vorwurf zu machen. Jetzt schulmeistern und schuhriegeln Alle an dem armen Jungen herum. Das bringt ihn natürlich auf. Und Tante Guste und ihr Bruder, der Baumeister, bewachen mich wie Polizeidiener. Ich kann an mein eigenes Geld nicht heran."

Hanna wunderte sich über die Mutter, über den Bruder. Die Heimath schien ihr fremd, verwandelt. Aber sie mußte arbeiten, verdienen.

Sie packte ihre Oelbildchen und Skizzen zusammen und bot sie den Kunsthändlern an. Aber Keiner wollte nur eine Mark an die einst in der Gesellschaft so sehr bewunderten Kunstwerke wagen. Sie ging in Porzellanfabriken, in Tapetendruckereien und bat um Arbeit. Aber dort wurden nur Zeichnerinnen beschäftigt, die eine Gewerbeschule besucht, eine technische Prüfung bestanden hatten. Wo eine Kindergärtnerin, eine Lehrerin stundenweise verlangt wurde, meldete sie sich. Vergebens! Die Suchenden verlangten Zeugnisse, verlangten Fachkenntnisse, die Hanna nicht erworben hatte. Sie mußte auf Beschäftigungen zurückgreifen, die keine besondere Ausbildung erforderten. Sie meldete sich in Weißzeug-, in Stickereigeschäften, bat einen einst befreundeten Notar um Kopirarbeit. Und hier fand sie zeitweilig ein wenig Verdienst. Zwar erwies sie sich als Weißzeugnäherin nicht flink genug, aber der Inhaber des Stickereigeschäfts vertraute ihr Pantoffelanfänge und grobe Rückenkissen an, und dem Notar gefiel ihre Handschrift. Beide zahlten schlecht, und wenn sie schrieb oder stichelte von Tagesgrauen bis Mitternacht, so konnten ihre ungeübten Finger es eben auf fünfzig Pfennig Tageseinnahme bringen.

Eines Abends kam auch Fee heim. Weinend hing sie an Hanna's Hals. Sie war zufrieden bei ihrem Photographen gewesen, wie ein armes unglückliches Mädchen eben sein kann, die froh sein muß, wenn sie satt zu essen hat, und man ihr nicht zu nahe tritt. Gestern nun war der junge Offizier gekommen, der Fee früher so

sehr den Hof gemacht hatte. Seit des Vaters Tod hatte sie nichts von ihm gehört. Heute nun war er plötzlich in das Wartezimmer des Photographen getreten, eine junge Dame hing an seinem Arm, eine reiche Kaufmannstochter, seine Braut! Sie wollten sich zusammen photographiren lassen. Erst nachdem er das gleichgiltig gesagt hatte, faßte er die Empfangsdame näher in's Auge. Da war er denn roth geworden und hatte sich betreten abgewendet. Fee hatte nicht mit der Wimper gezuckt, sie hatte sogar ein paar Worte gesprochen. Zum Glück war gerade keine Aufnahme im Gang; die Beiden konnten gleich in das Atelier eintreten. Dann aber war es mit des jungen Mädchens Fassung vorbei. Außer sich war sie nach Hause gelaufen, wollte nun zu Hause bleiben, nichts mehr sehen von der Welt, von den schlechten, treulosen Menschen!

Hanna streichelte ihr blondes Haar und küßte sie. „Liebe Fee! Sieh' Dir unser Haus an, das Haus, in dem Du bleiben willst."

Das that Fee einen ganzen Tag lang. Sie sah den über ihre Heimkehr scheltenden Bruder; sie sah die stumm gewordene Mutter, die nur noch lebte, um die Wünsche ihres verlotterten Sohnes zu erfüllen, die für ihrer Mädchen Jammer nur Seufzer hatte und die ängstliche Mahnung, Paul bei seinen Studien nicht aufzuregen, da er ihrer Aller Hoffnung und Stütze sei. Als sie sich dies vierundzwanzig Stunden angesehen hatte, legte sie trotzig ihre paar Kleider in den Koffer und kehrte zu ihrem Photographen zurück.

„Du hast Recht, Hanna, wir haben keine Heimath mehr. Fortan muß Jedes von uns seinen eigenen Weg gehen."

Immer düsterer, immer hoffnungsloser gestaltete sich das Leben in der dämmerigen Giebelwohnung. Nur zwei Gäste gingen dort noch aus und ein, Tante Auguste und ihr Bruder Vicelius. Und Frau Rudhart sah Beide nicht gern, denn Tante Auguste schalt und tadelte ihre Schlaffheit, und der Baumeister hinterbrachte ihr die nichtsnutzigen Streiche ihres Sohnes.

Aber Hanna rührte die Treue des Mannes. Ueber ihre Nadelarbeit und die großen Kopirbogen hinweg strahlten ihre dunklen Augen ihm freundlichen Gruß entgegen, so oft er kam.

3.

Es war ein Maiabend. Hanna saß, über ihre Arbeit gebeugt, Vicelius gegenüber. Sie waren allein, denn Frau Rudhart lief in ihrem schwarzen Trauergewand zu Rektor und Professoren, um Gnade für ihren Liebling zu erflehen, der einer schlimmen Rohheit wegen mit Verweisung von der Hochschule bedroht war. Bleischwer bedrückte das Gemüth des Mädchens die enger und enger sie umzingelnde Noth, die völlige Aussichtslosigkeit ihrer Lage. Sie redete mit dem Freunde darüber.

„Es muß doch für einen Menschen, für ein Mädchen, das willig und fleißig ist, möglich sein, für sich selbst und eine alte Frau das nackte, tägliche Brod zu erwerben," sagte sie verzweiflungsvoll. „Ich bin nur zu unerfahren, um das Rechte zu treffen. Rathen Sie mir, helfen Sie mir! Sie, der Sie die Welt kennen! Was soll ich versuchen?"

Vicelius zuckte die Achseln, sah Hanna an, sah zum Fenster hinaus und schwieg.

„So reden Sie doch!" drängte das Mädchen.

Da redete er.

Für Hanna, wie sie geartet war, gab es nur ein Mittel: eine Heirath. Und er liebte sie, er bot ihr dies Mittel. Ihre Armuth, die Andere zurückscheuchte, schreckte ihn nicht ab, auch nicht der Mangel an Liebe ihrerseits. Die Liebe würde kommen, wenn sie erst seine Frau wäre. Er war seiner Sache gewiß und hatte Geduld. Sie möge sich den Antrag überlegen.

Und Hanna überlegte in Hoffen und Zagen. Vicelius war der Mann nicht, den ihre Seele sich träumte, aber er war die Rettung. Vor ihren Füßen sah sie das Elend, den Hunger gähnen. Mutter, Bruder, Tante und Schwester redeten eifrig zu. Und sie war erschöpft von fruchtlos durcharbeiteten Nächten, todmüde von beständigen Enttäuschungen.

Sie sagte: Ja.

Und nun kam ein Gefühl wohlthuender Ruhe über sie. Es war entschieden; sie brauchte nicht mehr zu denken, zu sorgen. Jetzt dachte und sorgte ein Anderer für sie. Sie lehnte sich an eines Stärkeren Schulter. Wie das wohlthat!

Dazu die Achtung, die Geltung, die sie mit einem Male wieder in der Welt und bei den Ihren erlangte, deren plötzliches Fehlen ihr Selbstgefühl mehr als jeder andere Verlust verwundet hatte. Nun liebkoste ihre Mutter sie wieder, wie in ihrer Kinderzeit; nun lachte Paul ihr zu. Nun war sie wieder Hanna, Hanna Rudhart; nicht mehr „das Fräulein", „die Stickerin", „die Kopistin". Und wie herzlich die alten Bekannten sie an des Bräutigams Seite willkommen hießen! Als hätten sie sich nie von der Verarmten abgewandt, als hätten sie nie die Verlassene verlassen.

Stolz schritt sie am Arm des stattlichen Mannes einher, und eifrig strebte sie, ihre Beziehungen zu ihm zu verinnerlichen. Aber wie Tag an Tag sich reihte, merkte sie, daß das keine leichte Aufgabe war. Las sie ihm ihre Lieblingsschriftsteller vor, so gähnte er. Sprach sie von Poesie, so redete er von Kochrezepten. Er wich ihr aus, wenn sie die Rede auf geistige Probleme brachte, oder stritt um ein Wort, um ein Datum, den oberflächlichsten Nebenumstand hartnäckig halbe Stunden lang. Strebte sie dann, ihn abzulenken durch Neckerei, durch einen Scherz, durch jene prickelnde Anmuth, die den Zauber ihres Wesens ausmachte, so verstand er sie nicht, oder gab vor, sie nicht zu verstehen. Er lachte selten. Viel Lachen erschien ihm dumm oder ungebildet, und er hielt pedantisch auf Bildung, weil er aus kleinbürgerlichen Verhältnissen hervorgewachsen war. Er redete schriftdeutsch, und wenn Hanna in ihrer Lebhaftigkeit einen mundartlichen Ausdruck brauchte, so verbesserte er sie. Er haßte alles Mundartliche. Oft ließ er sie Worte zwei-, dreimal wiederholen, die sie seiner Ansicht nach nicht ganz richtig aussprach, und gingen sie zusammen in Gesellschaft, so unterzog er ihr Reden und ihr Schweigen einer nachträglichen Kritik.

Wie ein Schleier legte es sich über ihr Glück, ihre Hoffnung. Eine dumpfe Angst bemächtigte sich ihrer. Sie dachte jetzt oft an Heinz v. Rispenstedt. Ach, wenn Vicelius nur einen Schimmer von jenem Humor besessen hätte, der sie bei dem Anderen so tief verletzte! —

In dieser Zeit veranstaltete der Künstlerverein ein Kostümfest, und Vicelius gestattete seiner Braut, daran theilzunehmen.

Der größte Saal der Stadt war in eine Art Park mit Felsengrotten, Baumgruppen, einem freien Platz zum Tanzen verwandelt worden. An den Wänden vollendeten Panoramen von schneebedeckten Bergspitzen mit Almhütten und Wiesen an ihren Abhängen die Täuschung, daß man sich im Freien befinde. Elektrische Bogenlichter und Glühlampen gossen Tageshelle über die wunderliche Gesellschaft von Königen und Seiltänzern, Bauern und Rittern, Vertretern aller verflossenen Zeitalter und Stände, die zwischen den künstlichen Bäumen auf und ab wandelten.

Als Hanna eintrat, stockte ihr Fuß, das Blut schoß glühend in ihre Wangen und zurück zum Herzen. So heftig war die innere Erschütterung, daß Vicelius, auf dessen Arm der ihre lag, verwundert fragte, ob ihr etwas fehle.

„Nichts," sagte sie hastig. „Ich glaubte nur, aber es war ein Irrthum. Ist das drüben nicht Mimi Lehmann?"

„Die Bäuerin von der Weser? Ja."

Sobald sie sich von ihrem Verlobten frei machen konnte, suchte Hanna die Schulfreundin auf.

„Wer war's, mit dem Du eben gingst, als wir hereintraten?"

„Hast Du ihn denn nicht erkannt? Heinz v. Rispenstedt natürlich."

„Der? So, also der? Ist der wieder hier?"

„Nur auf Besuch. Seinen Referendar hat er in Straßburg gemacht. Aus Bockigkeit, wie er sagt, denn bei der Juristerei will er nicht bleiben."

Hanna fühlte einen eigenthümlichen Schauer. Also sein Examen hatte er gemacht. Warum nicht? Sobald er wollte, war es ihm ein Leichtes. Und jetzt mied er sie hartnäckig, absichtlich.

Aber bei Tisch hatte er seinen Platz nicht weit von dem ihren, und unter den Tausenden, die den Saal erfüllten, sah sie nur ihn. Während sie still und ehrbar neben dem Verlobten saß, hätte sie sich mit eigenen Händen erwürgen, sie hätte sich das Tischmesser in's Herz rennen mögen vor Reue, vor Verzweiflung. Vorbei! Verspielt! Einmal hatte sie das Glück gegrüßt, und sie hatte es von sich gestoßen aus kindischer Härte, aus jugendlichem Unverstand, der das eigene Herz nicht kannte. Und nun kannte sie ihr Herz — und nun war's aus!

„Drüben sitzt ein alter Verehrer von Dir," raunte Vicelius in den Aufruhr ihrer Gedanken hinein. „Rispenstedt, der neugebackene Referendar. Habt ihr euch noch nicht begrüßt?"

„Nein."

„Was? Nicht? So werde ich ihn Dir nachher bringen."

„Thu's nicht, Hermann, ich —"

„Was denn? Warum denn nicht?"

Sie maß ihn mit einem dunklen Blick. „Bist Du gar nicht eifersüchtig?"

„Nein," versicherte er verächtlich.

Und nach dem Essen brachte er Heinz, selbstbewußt, eigensinnig nach seiner Art, und viel zu sicher in seinem Mannesstolz, um an einer Frau zu zweifeln, die er sich einmal erkoren hatte.

„Da bring' ich Dir den Ausreißer, liebe Hanna. Wollen Sie sich meiner Braut ein wenig annehmen, lieber Rispenstedt? Mir wird's hier zu warm. Ich mache einen Skat mit ein paar Bekannten, die ein behagliches Plätzchen entdeckt haben."

Er ließ sie allein. Einen Augenblick standen die beiden Menschen einander stumm gegenüber. Dann bot Heinz mechanisch Hanna den Arm, sie legte ihre Fingerspitzen darauf. Schweigend thaten sie ein paar Schritte.

„Es ist nicht meine Schuld, wenn ich Ihnen lästig falle, gnädiges Fräulein," hob Rispenstedt nach einer Weile an. Er lächelte nicht. Seine Brauen waren zusammengezogen.

„Das sehe ich," erwiederte Hanna bitter. „Sie thaten Ihr Möglichstes, mich zu meiden."

„Hatten Sie einen Glückwunsch erwartet?"

Hanna's schwarze Augen blitzten auf. „Wozu, Herr v. Rispenstedt?"

„Zur glücklichen Umwandlung Ihrer Gefühle. Alle Achtung! Sie verstehen zu überraschen."

Sie waren in eine der überwölbten Grotten getreten. Die schweren Wandungen schlossen die rauschende Musik ab. Bequeme Divans, auf dem teppichbelegten Boden vertheilt, luden zum Sitzen ein, rosige Glühlichter verbreiteten

behaglichen Dämmerschein. Die Grotte war leer.

„Nicht blos meine Gefühle haben sich gewandelt, Herr v. Rispenstedt," sagte Hanna, „sondern auch, wie Sie vielleicht erfahren haben, meine äußeren Lebensumstände und mit den Umständen die Menschen. Vicelius war der Einzige, der diese Umwandlung nicht mitmachte, der Einzige, der sich mir, der Verlassenen, freundlich erwies." (Fortsetzung folgt.)

Das Denkmal Friedrich's des Großen in der Siegesallee in Berlin.

(Mit Bild auf Seite 369.)

Am 26. August, dem Todestage des Königs Friedrich II., fand zu Berlin in Gegenwart Kaiser Wilhelm's II. die Enthüllung der Denkmalsgruppen Kaiser Karl's IV. und Friedrich's des Großen in der Siegesallee statt. Das letztere Denkmal, von dem wir auf S. 369 eine Ansicht bringen, bildet den ersten bildnerischen Schmuck auf der Ostseite der Siegesallee und hat seinen Platz in der Nische unmittelbar an der Charlottenburger Chaussee erhalten. Der Bildhauer Uphues hat es geschaffen; es zeigt uns den Herrscher mit dem Krückstock in der Rechten, die Linke auf dem Rücken, im Gang ein wenig nach vorn gebeugt. Der architektonische Hintergrund des Denkmals hat rechts und links vom König die Büsten seines Feldmarschalls Schwerin, der 1757 als Held in der Schlacht bei Prag fiel, und den großen Tondichter Johann Sebastian Bach aufzuweisen.

Aus der Südafrikanischen Republik.

(Mit Porträt und Bild.)

Bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge in Südafrika werden unsere Leser gewiß mit Interesse das neueste Porträt des Präsidenten der Südafrikanischen Republik, Paul Krüger, betrachten, das wir ihnen nebenstehend vorlegen. Dieser merkwürdige Mann, der dem Burenvolke Transvaals seine jetzt von England bedrohte Unabhängigkeit errang, wurde am 10. Oktober 1825 zu Rustenburg als Sohn eines Farmers geboren. Schulbildung hat er wenig oder gar nicht genossen, lernte aber sehr gut mit Gewehr und Säbel umzugehen, und seit 1854 berichtet jedes Blatt der Geschichte Südafrikas von seiner Theilnahme an Kämpfen gegen feindliche Negerstämme. „Ohm Paul", wie Krüger im Volksmunde heißt, wurde erst zum Kommandant-General und 1872 zum Mitgliede des „Vollziehenden Rathes" ernannt. 1883 wurde er erstmals Präsident, und seitdem ist er stets wiedergewählt worden. — Die Streitmacht der Buren umfaßt alle drei Waffen. Die Infanterie ist mit dem Mausergewehr ausgerüstet, womit die Buren vortrefflich umzugehen wissen. Auch ihre Kavallerie besitzt eine geradezu erstaunliche Schießfertigkeit und große Beweglichkeit; die Artillerie (siehe das untenstehende Bild) verfügt über ein tadelloses Material



Paul Krüger,
Präsident der Südafrikanischen Republik.

und eine vorzügliche Bespannung. Das Artilleriecorps besteht bereits im Frieden und zerfällt in reitende, Gebirgs- und Festungs-Artillerie.

Die Frau des Fischers.

(Mit Bild auf Seite 373.)

Das Herannahen der großen Heringszüge ist der Küstenbevölkerung gemeldet worden. Die Fangzeit des Jahres beginnt wieder, und die Fischerflotte liegt zum Auslaufen bereit. Die großen Driftnetze, deren jedes vierzig Meter Länge und zehn Meter Tiefe hat, sind bereits an Bord gebracht. Man senkt sie gegen Abend in's Meer, um sie mit Tagesgrauen wieder emporzuholen; eine fieberhaft angestrengte Arbeit steht allen Fischern bevor. Die letzten Abschiedsgrüße sind gewechselt. Die junge Fischersfrau auf unserem Bilde S. 373 hat soeben ihrem Mann Lebewohl gesagt. Dann nimmt sie ihr Kind, dem auch die Thränen nahe sind, weil nun der Vater wieder auf Wochen hinaus auf das große Wasser muß, auf den Arm und wandert stumm und traurigen Herzens dem bescheidenen Heim zu. So hat sie uns der Künstler dargestellt — schlicht und lebenswahr.

Vernichtete Dokumente.

Ein Kriminalfall.

Mitgetheilt von **A. Oskar Klaußmann.**

Der Zuhörerraum des großen Schwurgerichtssaales war überfüllt. Hunderte von Menschen, welche noch Einlaß wünschten, mußten zurückgewiesen werden, und das Gerichtsbureau, welches die Einlaßkarten ausgab, hatte einen wahren Sturm zu bestehen.

Ein allgemeines Aufsehen erregender Fall stand heute zur Verhandlung. Ein angesehener und vermögender Bürger der Stadt, der Kaufmann Springer, befand sich auf der Anklagebank wegen Meineids und wegen Vernichtung von Dokumenten.

Noch bevor die Verhandlung begann, wurde draußen in den Korridoren und im Zuschauerraum der Fall Springer eifrig erörtert.

Springer war ein Vetter des vor einigen Wochen verstorbenen Rentiers Ditmar, der ein bedeutendes Vermögen hinterlassen hatte.

Ditmar war viel im Ausland gewesen und hatte sein Vermögen in überseeischen Ländern erworben. Als er zurückkehrte, war er ein alter Junggeselle und dachte nicht mehr an's Heirathen. Er nahm eine Wirthschafterin in das Haus, und zwar die Wittwe Wegener mit ihrem damals vierjährigen Mädchen. Die kleine Bertha wurde im Hause Ditmar's erzogen, und als ihre Mutter starb, war sie groß genug, um die Wirthschaft für den alten Herrn allein weiterzuführen. Dieser besaß nur noch einen entfernten Vetter, eben den Kaufmann Springer, und in der ganzen Stadt bestand kein Zweifel darüber, daß das große Vermögen zur Hälfte an den



Artillerie der Buren.

Vetter, zur anderen Hälfte an Bertha, die den alten Herrn mit Sorgfalt bis zu seinem Ende getreulich gepflegt hatte, fallen würde.

Da gab es vor ungefähr sechs Wochen, gleich nach dem Tode Ditmar's, die erste Aufregung in der Stadt. Es verbreitete sich die Nachricht, Ditmar habe kein Testament hinterlassen, und demnach falle das ganze Vermögen an seinen einzigen Verwandten, an den Kaufmann Springer. Schon damals wurden Bemerkungen im Publikum laut, die Sache ginge nicht mit rechten Dingen zu; unvorsichtige Leute sprachen es sogar öffentlich aus, Springer habe wahrscheinlich das Testament beseitigt, um sich in den Alleinbesitz des Vermögens zu setzen. So viel stand fest: gleich nach dem Ableben des verstorbenen Ditmar hatte Springer den Schreibtisch durchsucht, um ein Testament oder irgend welche letztwillige Verfügung aufzufinden. Wie er erklärte, hatte er aber durchaus nichts vorgefunden, das wie ein Testament aussah. Er beschwor diese Aussage auch vor Gericht.

Vierzehn Tage später kam die zweite erregende Kunde. Der Kaufmann Springer wurde plötzlich verhaftet, und zwar, wie es hieß, wegen Meineids. Genau vier Wochen nach dem Tode Ditmar's hatte sich nämlich dessen Notar bei Gericht gemeldet und mitgetheilt, daß bei ihm die Abschrift eines Testaments liege, welches vier Wochen nach dem Tode Ditmar's dem Gericht zur Er-



Die Frau des Fischers. (S. 372)

öffnung übergeben werden sollte. In diesem Testament war das Vermögen Ditmar's zur Hälfte für Bertha, zur anderen Hälfte für Springer bestimmt. Die notariell beglaubigte Abschrift dieses Testaments war natürlich ebenso giltig, wie das Testament selbst, wenn sich auch das Original nicht mehr vorfand.

Niemand zweifelte jetzt noch, daß die Leute Recht gehabt hatten, welche behaupteten, Springer habe das Testament bei Seite gebracht, wahrscheinlich, weil er nicht wußte, daß eine Abschrift davon vorhanden sei. Wie wollte man aber dem Verhafteten beweisen, daß er das Testament vernichtet hatte? Wenn er bei seiner Behauptung stehen blieb, er habe in dem Schreibtische keine Spur eines Testaments oder einer anderen letztwilligen Verfügung gefunden, so konnte man ihm keinen Gegenbeweis liefern. Das Gericht war auch gar nicht im Stande, ihm etwa nachzuweisen, daß ein Testament vorhanden sein mußte. Es gab also einen hochinteressanten Fall, selbst wenn man von der Persönlichkeit Springer's bei diesem Schwurgerichtsverfahren absah.

Der Kaufmann Springer war ein ziemlich bejahrter Mann, Wittwer und kinderlos. Die Untersuchung hatte ihn etwas mitgenommen; er sah aber sonst siegesgewiß aus.

Nachdem die Generalfragen an den Angeklagten gestellt worden waren, fragte ihn der Präsident des Gerichtshofs: „Sie sind angeschuldigt des Meineids und der Vernichtung von Dokumenten. Bekennen Sie sich schuldig?"

„Nein."

„Also Sie bleiben bei Ihrem Leugnen?" fuhr der Präsident fort. „Nun schildern Sie einmal, was sich unmittelbar nach dem Tode Ditmar's in seiner Wohnung zugetragen hat. Sie standen mit seiner Pflegetochter Bertha an seinem Sterbebette?"

„Ja."

„Was geschah nun unmittelbar, nachdem Ditmar gestorben war, oder vielmehr: was thaten Sie, denn die Pflegetochter Bertha war bei dem Tod des alten Herrn in Ohnmacht gefallen, aus der sie erst eine halbe Stunde später erwachte? Was thaten Sie also unmittelbar nach dem Ableben des alten Herrn?"

„Ich rief die Dienstmagd herein, damit sie sich der Ohnmächtigen annehme, und begab mich meinerseits sofort nach dem Zimmer, in dem der Schreibtisch des Verstorbenen stand, um hier unter seinen Papieren nachzusehen. Ich war zu diesem Schritt berechtigt, denn, wie auch Fräulein Bertha bekannt sein wird, hatte mich der Verstorbene zum Testamentsvollstrecker bestimmt. Ich sah also genau sämmtliche Schubladen des Schreibtisches durch. Der Schlüssel steckte in der Hauptschublade, und ich konnte damit ohne Weiteres auch die anderen Schubladen des Schreibtisches öffnen. Ich fand nichts, was auch nur annähernd einem Testament geglichen hätte. Ich nahm an, daß das Testament bei Gericht oder bei einem Notar deponirt sei, und deshalb machte ich persönlich ungefähr eine halbe Stunde nach dem Tode Ditmar's dem Gericht von seinem Ableben Anzeige. Das Gericht kam dann und versiegelte sowohl den Schreibtisch als auch das Zimmer, worin sich die hauptsächlichsten Werthsachen Ditmar's befanden."

„Sie hätten also immerhin Zeit gehabt, als Sie den Schreibtisch durchsuchten, das Testament an sich zu nehmen und später zu vernichten."

„Die Gelegenheit und Zeit hätte ich dazu wohl gehabt, aber wie thöricht wäre ich gewesen! Ich mußte mir doch sagen, daß, selbst wenn das Testament nicht zu finden sei, sich doch wohl irgendwo eine Abschrift befände. Ich habe aber gar nicht daran gedacht, ein Dokument zu vernichten, denn es war kein solches vorhanden. Als ich entdeckte, daß ein Testament nicht in dem Schreibtisch lag, sagte ich mir sofort: Ditmar war immer ein kluger, vorsichtiger Mann; das Testament liegt bei dem Gericht."

„Hat Ihnen denn der Verstorbene nicht vorher genau angegeben, in welchem Fach seines Schreibtisches sein Testament läge?"

„Nein," erklärte der Angeklagte, „mir ist wenigstens nichts davon erinnerlich."

Der Präsident des Schwurgerichtshofs sah den Angeklagten lange prüfend an. „Sie sind ein verstockter Verbrecher," sagte er dann. „Sie verlassen sich darauf, daß man Ihnen keinen Zeugen entgegenstellen kann. Nun, Sie werden bald sehen, daß es möglich ist, Ihnen alle Ihre Vergehen und Verbrechen zu beweisen. Noch einmal, wollen Sie ein Geständniß ablegen?"

„Nein."

„Herr Staatsanwalt, wünschen Sie zuerst die Vernehmung des Sachverständigen?"

„Jawohl, Herr Präsident. Ich bitte, den Privatdozenten Doktor Ohles jetzt zu vernehmen, damit uns der Angeklagte nicht noch länger durch sein Leugnen aufhält."

„Der Sachverständige Privatdozent Doktor Ohles!" befahl der Präsident, und bald darauf trat ein Mann im Anfange der Dreißiger in den Sitzungssaal.

„Sie sind der Dr. jur. und Privatdozent Ohles und beschäftigen sich mit kriminalistischen Studien. Sie haben verschiedene praktische kriminalistische Versuche gemacht und darüber einige Werke geschrieben. Die Staatsanwaltschaft hat Sie als Sachverständigen vorgeschlagen. Welche Mittheilungen haben Sie dem Gerichtshofe in der Angelegenheit des Angeklagten zu machen?"

„Ich bin," erklärte Doktor Ohles, „von dem Untersuchungsrichter während der Untersuchung gegen den Angeklagten Springer um Unterstützung angegangen worden und habe mich an der Untersuchung betheiligt. Die Verhaftung Springer's erfolgte vor Allem, um eine plötzliche Haussuchung bei ihm möglich zu machen. Bei dieser Haussuchung sind uns eine Menge von Dingen in die Hände gefallen, welche wohl darauf schließen lassen, daß der Angeklagte Springer das Testament beseitigt hat. Der Angeklagte bewohnt drei Zimmer im zweiten Stock seines Hauses, während er im Erdgeschoß sein kaufmännisches Geschäft hat. Er hält sich tagsüber meistens in seinem Comptoir auf, und nur Abends und während der Nacht, sowie vielleicht an den Sonntagen benützt er die drei Zimmer im ersten Stock. Bei der Haussuchung, die wir sowohl im Comptoir als in den drei Zimmern der Wohnung abhielten, kam es uns vor Allem darauf an, Spuren des bei Seite geschafften Testaments zu entdecken. Es schien uns zweifellos, daß Springer das Testament vernichtet habe. Er hat es, wie ihm nachgewiesen werden wird, im Schreibtisch des Verstorbenen gefunden, zu sich gesteckt und erst in seiner Wohnung verbrannt. Er wußte genau, wo das Testament lag, er wußte aber nicht, daß eine Abschrift vorhanden war, und wollte sich durch Verbrennen des Testaments in den Alleinbesitz des großen Vermögens bringen. Wir untersuchten die Oefen in der Wohnung besonders sorgfältig, denn wir sagten uns, die meiste Wahrscheinlichkeit läge vor, daß Springer das Testament verbrannt habe. Wir befinden uns in der guten Jahreszeit, in der nicht geheizt wird. Trotzdem fanden wir in dem Kachelofen des Schlafzimmers in der Wohnung im zweiten Stock Reste von verbranntem Papier. Diese wurden sorgfältig aus dem Ofen gezogen, und ich bin im Stande, mitzutheilen, daß sich auf diesen Blättern, die sich in dem Ofen in der Wohnung des Angeklagten befanden, die Spuren folgender niedergeschriebenen Worte zeigten: „Hierdurch vermache ich mein gesammtes Vermögen zur Hälfte meinem Vetter, dem Kaufmann Reinhold Springer hier, und zur Hälfte meiner Pflegetochter, Fräulein Bertha Wegener, ebenfalls hier. Mein Testamentsvollstrecker ist mein Vetter, der Kaufmann Reinhold Springer." Dann folgte das Datum und die unverkennbare Unterschrift des Erblassers."

„Wollen Sie, Herr Sachverständiger, den Herren Geschworenen ausführlich mittheilen, auf welche Weise es Ihnen möglich geworden ist, aus dem verkohlten Papier die Handschrift zu entziffern."

„Meine Herren Geschworenen," erklärte Ohles, „es wird Jeder von Ihnen schon einmal ein Stück Papier verbrannt haben. Wenn er sich die zurückgebliebenen verkohlten Reste des Papiers näher angesehen hat, wird er herausgefunden haben, daß einzelne Papiersorten nach dem Verbrennen nicht sofort zerfallen, sondern immer noch eine zusammenhängende, allerdings sehr brüchige Masse bilden. — Meine Herren, Sie wissen, daß Schreibpapier geleimt wird, während man bei der Fabrikation des Druckpapiers keinen Leim zusetzt. Wenn Sie nun im Ofen bei gutem Zug ein Stück Zeitungspapier verbrennen, so wird dieses sehr leicht zerfallen und sich nur noch in kleinen Stücken vorfinden. Auf jedem dieser Stücke aber können Sie noch genau die Druckschrift lesen, besonders wenn Sie eine Lupe zu Hilfe nehmen. Beim Drucke der Zeitung und beim Durchgehen durch die Maschine haben sich die Typen dem Papier so tief eingeprägt, daß dieser Eindruck selbst noch zurückbleibt, nachdem das Papier und mit ihm die Druckschwärze verbrannt ist. Viel besser als das Zeitungspapier erhält sich die Kohle des Schreibpapiers, und zwar bleibt die ganze Masse um so fester, je besser das Papier im Material, je stärker es geleimt gewesen ist. Wenn Sie ein beschriebenes Quartblatt im Ofen verbrennen, so behält es seine viereckige Form vollständig bei. Es bildet allerdings nicht mehr eine einzige glatte Fläche, sondern durch die Hitze hat sich das Papier gekrümmt, und die Oberfläche besteht aus lauter größeren und kleineren Erhöhungen und Vertiefungen. Gewöhnlich sehen Sie aber schon mit bloßem Auge auf diesem verkohlten Stück Schreibpapier die Ueberreste einer Schrift. Es kommt darauf an, mit welcher Sorte Tinte man geschrieben hat, gleichzeitig aber auch, aus welchem Material das Papier hergestellt worden ist, ob aus Lumpen, Stroh, Holz oder aus einer Mischung dieser drei Materialien. So sieht bei einzelnen verkohlten Schriftstücken das verkohlte Papier dunkelgrau aus, während die Schriftzüge schwarz hervortreten. Befindet sich Eisen in der Tinte, so erscheinen bei gewissen Papiersorten die Schriftzüge in der verkohlten Masse röthlich. Sehr oft ist das verkohlte Papier tiefschwarz, und die Buchstaben, beziehungsweise die Tintenreste, erscheinen weiß, so daß es fast aussieht, als hätte man mit einem Griffel auf einer schwarzen Schiefertafel geschrieben.

Das Papier, das wir im Ofenloch im Schlafzimmer des Angeklagten fanden, oder vielmehr dessen verkohlte Reste, waren tiefschwarz; die Schrift darauf erschien weißlich. Mit großer Vorsicht wurde das Blatt, welches trotzdem beim Herausnehmen aus dem Ofen in fünf Stücke zerbrach, photographirt, und Sie sind auf der Vergrößerung dieser Photographie im Stande, mit ziemlicher Genauigkeit den Hauptinhalt der Worte zu lesen. Dadurch, daß sich Vertiefungen und Erhöhungen in der Fläche des Papiers zeigten, finden Sie auf der Photographie eigenthümliche dunkle Flecke, die davon herrühren, daß einzelne Parthien des Papiers, beziehungsweise des Kohlenrestes, sich von der photographischen Linse weiter entfernt befanden, als die anderen. Sie können aber ziemlich deutlich die Unterschrift und die Namen „Reinhold Springer", sowie „Bertha Wegener", ferner die Worte: „Hierdurch vermache ich mein gesammtes . . ."

erkennen. Nach dem Photographiren mußte uns noch daran liegen, die vorhandenen fünf Bruchstücke des verkohlten Papiers aufzubewahren, um sie Ihnen vorzulegen. Da das Papier nur auf einer Seite beschrieben war, wurde eine Glasplatte von dem Format genommen, die ich Ihnen hiermit vorzeige. Diese Glasplatte wurde auf ihrer Oberfläche mit einem durchsichtigen, sehr gut haftenden feuchten Gummi bestrichen. Dann wurden die fünf Stücke verkohltes Papier unter Aufwendung aller Vorsicht mit der Rückseite auf diese Glasplatte gelegt, so daß sie zum Theil auf dem Gummi hafteten und die Schrift nach oben lag.

Da aber, wie bereits erwähnt, diese Kohlenstücke nicht eine ebene Fläche bildeten, sondern zahlreiche Erhöhungen hatten, es sich aber auch nicht empfohlen hätte, diese Erhöhungen in der Fläche dem Gummi dadurch näher zu bringen, daß man die Beulen eindrückte, weil dadurch das Papier in lauter einzelne Splitterchen zerfallen wäre, wurde die Glasplatte mitsammt dem Gummi und den darauf zum Theil haftenden Kohlenstücken in ein Dampfbad gebracht, in welchem sich die trockene Masse des verkohlten Papiers mit Feuchtigkeit sättigte und so die Neigung zur Brüchigkeit verlor. Das verkohlte Papier saugte so viel Feuchtigkeit an, daß es gelang, die Beulen, ohne sie in allzu viel Stücke zu zerbrechen, vermittelst eines Tuches auf die gummirte Glasplatte herunterzudrücken. Nachdem die Kohlenstücke auf dem Gummi festgetrocknet waren, wurde auch diese Platte photographirt, und ich erlaube mir, Ihnen hier eine Vergrößerung dieser Photographie vorzulegen. Sie können darauf noch deutlicher die Handschrift des Verstorbenen und den Inhalt des Testaments wiedererkennen.

Der Angeklagte hat in seinem Comptoir unter dem Schreibtisch einen Papierkorb stehen. Auch dieser Papierkorb ist auf das Sorgfältigste durchsucht worden. Wir haben darin eine Menge kleiner Papierschnitzel gefunden, und ich habe mir die Mühe nicht verdrießen lassen, diese Schnitzel zusammenzusetzen. Eine vierzehntägige angestrengte Arbeit hat es erfordert, um die verschiedenen Papierschnitzelchen erst nach Farbe und Qualität des Papiers auseinander zu sortiren und dann wieder zusammenzusetzen. Die Arbeit war um so schwieriger, als es sich um einen zerrissenen Briefumschlag aus sogenanntem Hanfpapier handelte. Dieser Umschlag, von rechteckiger Form, war nur an der oberen Längsseite aufgeschnitten worden. Der Angeklagte hat ihn dann in Hunderte von kleinen Stücken zerrissen und in seinen Papierkorb geworfen. Nach langem Bemühen ist es mir endlich gelungen, die einzelnen Stücke, die zusammengehörten, und zwar die Stücke von der Adressenseite des Umschlags, ebenfalls auf einer Glasplatte genau zusammenzukleben. Ich lege Ihnen hier diese Glasplatte vor. Sie finden darauf die Adressenseite eines vollständigen Briefumschlags, an dem auch nicht ein Schnitzelchen fehlt, und sehen mit deutlichen Zügen auf diesem Umschlag die Worte geschrieben: „Mein Testament." Die Handschrift ist unzweifelhaft die des Erblassers. Der Angeklagte hat also das Testament, das er aus dem Schreibtische seines Vetters entwendete, in dem Ofen seines Schlafzimmers verbrannt, den Umschlag aber, den er wahrscheinlich für nicht so gefährlich hielt, in seinem Comptoir in kleine Stücke zerrissen und dort in den Papierkorb geworfen.

Der Zufall hat uns noch eine weitere merkwürdige Entdeckung machen lassen. Wir haben die Notizbücher des Angeklagten sorgfältig untersucht und haben in einem derselben, welches er erst in der letzten Zeit benutzt zu haben scheint, insofern etwas Auffälliges gefunden, als an einer Stelle zwei beschriebene Seiten aus dem Notizbuch herausgerissen waren. Sie sehen hier vor sich das Notizbuch und bemerken deutlich, daß zwei Seiten herausgerissen sind, indem sich die entsprechenden Seiten innerhalb der Buchheftung fast mühelos herausziehen lassen. Unmittelbar hinter den beiden herausgerissenen Blättern finden sich wieder schriftliche Notizen.

Die folgende Seite hat den Inhalt: „120 Centner Kaffee per August offerirt." Dann folgt ein Strich, und unten steht die Notiz: „Im Kegelklub erinnern an die Beschaffung des Albums." Es sind also Notizen aus dem Geschäfts- und dem Privatleben des Angeklagten. Wenn Sie dieses Blatt betrachten, sehen Sie durchaus nichts Verfängliches daran. Wir haben es nun in einem photographischen Apparat vergrößert, und hier lege ich Ihnen die Photographie vor. Sie finden darauf deutlich und in außerordentlicher Vergrößerung die beiden Notizen. Sie sehen aber zwischen den Schriftzügen hindurch noch andere, allerdings nicht so deutliche Schriftzeichen. Wenn Sie sich die Mühe geben, diese Schriftzeichen zu entziffern, werden Sie die Worte herausfinden: „Das Testament Vetter Ditmar's liegt in der dritten Schublade von oben rechts im Schreibtisch. Auf seinen Wunsch notirt. 25. 12."

Nun, meine Herren, am vorigen Weihnachtsfeste war unzweifelhaft der Angeklagte bei dem Verstorbenen zu Besuch. Als sie einen Augenblick allein waren, theilte Ditmar seinem Vetter mit, wo sich das Testament befand, und dieser machte auf Wunsch des Verstorbenen eine diesbezügliche Notiz in seinem Notizbuch. Vielleicht hat er schon früher das Blatt, auf dem die Notiz stand, und wahrscheinlich auch der Sicherheit halber das nachfolgende aus seinem Notizbuch herausgerissen. Wenn man aber mit Bleistift auf mehrere Lagen Papier schreibt, so drucken sich die Schriftzüge oft durch das fünfte und sechste Blatt durch, obgleich der Bleistift seine schwarze Graphitfarbe nur an das erste Blatt Papier abgibt. Ich kann vor Ihren Augen hier einen Versuch machen. Sie sehen hier zehn Lagen Schreibpapier übereinander gebracht. Nun bitte ich die Herren Geschworenen, beliebige Worte auf das oberste Blatt zu schreiben. Ich werde dann, wenn Sie wollen, auf dem untersten, dem zehnten Blatt die durchgedruckten Schriftzüge wiederherstellen; allerdings nur mit Hilfe der Photographie. Sogar für das Mikroskop sind diese Eindrücke auf dem Papier nicht zu lesen; mit einer wunderbaren Genauigkeit und Sicherheit aber vermittelt sie uns die Großphotographie, das heißt die Photographie mit Vergrößerungsapparaten.

Das, meine Herren, sind die Resultate meiner Nachforschungen, die ich Ihnen hier vorgetragen habe, und ich habe nur noch auf meinen Eid als Sachverständiger, den ich bereits bei der Voruntersuchung geleistet habe, hinzuzufügen, daß alle Angaben, die ich Ihnen hier gemacht habe, wörtlich wahr sind, und daß ich weder Vermuthungen noch indirekte Folgerungen ausgeführt, sondern mich lediglich auf die Darstellung der Thatsachen beschränkt habe."

* * *

„Angeklagter, wollen Sie gegenüber diesem erdrückenden Beweismaterial noch leugnen?" sagte der Vorsitzende sehr ernst.

„Nein," erklärte Springer tonlos, „es hat doch keinen Zweck. Der Verstorbene hat mir in der That, als ich am 25. Dezember bei ihm zu Tisch war und nach dem Essen mit ihm in seinem Privatzimmer eine Cigarre rauchte, von dem Testament Mittheilung gemacht. Ich habe mir auf seinen Wunsch die Notiz gemacht, die sich auf jener vergrößerten Photographie befindet. Ich habe schon am nächsten Tage das Blatt und durch einen Zufall auch das nächstfolgende Blatt aus dem Notizbuch herausgerissen. Gerade diese Notiz aber hat mich veranlaßt, das Testament zu entwenden. Da der Vetter es so ängstlich damit hatte, daß ich mir auch ja merke, wo das Testament liege, kam ich zu der festen Ueberzeugung, es befinde sich nirgends eine Abschrift des Testaments, es sei nur ein einziges Testament vorhanden. Unmittelbar nach dem Tode des Vetters habe ich das Testament an mich genommen und es in der Weise, wie der Sachverständige behauptet, bei Seite gebracht."

— — — — — — — — — — —

Nach dem Geständniß Springer's wurde auf jede weitere Beweisaufnahme verzichtet. Die Geschworenen bejahten die Schuldfrage, verneinten das Vorhandensein mildernder Umstände, und der Gerichtshof verurtheilte Springer wegen Meineids und Vernichtung von Dokumenten zu einer fünfjährigen Zuchthausstrafe nebst fünfjährigem Ehrverlust. Zwei Stunden nach Beginn der Sitzung war sie auch bereits geschlossen.

Die moderne Wissenschaft aber, welche auch die Wiederherstellung vernichteter Dokumente ermöglicht, hatte wieder einmal einen glänzenden Triumph gefeiert.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Zwei Feinschmecker. — Zwei der berühmtesten Feinschmecker der neueren Zeit waren der Marquis und die Marquise v. Béchamel, deren Name durch verschiedene Saucen und Speisen der Nachwelt überliefert ist.

Im Alter von dreißig Jahren heirathete der Marquis Valentine v. Rochemont, die wunderbar zu ihm paßte, denn sie war eine vorzügliche Köchin und erfreute sich eines gesegneten Appetits. Die beiden Gatten kochten stets zusammen und brachten die meisten Stunden des Tages an der Tafel zu. Saßen sie nicht bei Tische, so fand man sie ganz sicher in der Küche.

Ihre treffliche Kochkunst hatte sie ihr ganzes Leben hindurch bei bester Gesundheit erhalten, und in voller Frische veranstalteten sie an ihrem goldenen Hochzeitstage eine besonders opulente Festlichkeit. Der Marquis hatte für diese Gelegenheit eine alte Flasche sehr kostbaren Konstantiaweines aufbewahrt, von der jeder Gast nur ein ganz kleines Glas bekommen sollte. Gerade, als die Flasche hereingebracht wurde, sank die Marquise vom Stuhl, und ein anwesender Arzt stellte fest, daß sie plötzlich am Herzschlage verstorben war.

Der Marquis war untröstlich und verfiel in eine schwere Krankheit. Der Arzt, in der sicheren Annahme, daß sein Ende bevorstände, wollte eben eine Medizin zur Erleichterung seiner Leiden verschreiben, da ließ der Sterbende sich die noch uneröffnete Flasche Konstantiawein holen und trank mit sichtlichem Wohlbehagen in langen Zügen von dem köstlichen Stoffe.

Daraufhin fiel er erschöpft auf die Kissen zurück. Alle glaubten, er sei todt; doch er schlief nur.

Eine Stunde später ließ er seinen Neffen rufen, übergab ihm den Schlüssel zu einem geheimen Fache des Wandschrankes und hieß ihn ein daselbst befindliches Kästchen an's Bett bringen.

Der Neffe beeilte sich sehr mit seinem Auftrag, denn er glaubte, in dem Kästchen befinde sich das Testament des Marquis. Doch es enthielt nur eine Pastete, eine prachtvolle Périgordpastete mit Trüffeln. Der Marquis aß ein Stück davon, dann sank er von Neuem ermattet in die Kissen zurück.

„Jetzt geht's zu Ende!" erklärte mit Bestimmtheit der Arzt. „Hören Sie nur, wie er röchelt! Bald ist Alles vorüber."

Doch das Röcheln war nichts weiter als ein gesundes, tiefes Schnarchen: der Marquis war wieder eingeschlafen.

Und obwohl er schon fünfundsiebzig Jahre alt war, lebte er doch noch fünfzehn weitere und erfand mancherlei schmackhafte Gerichte, die noch heute von französischen Köchen mit Vorliebe bereitet werden. [L—n.]

Civiltrauung in New-York. — Die bürgerlichen Eheschließungen finden in der Stadthalle statt, und es wird Manchen interessiren, etwas Näheres über den Verlauf eines solchen Aktes zu hören.

Dort, wo die verschiedenen Zugänge des Gebäudes im Korridor zusammenlaufen, sitzt, ruhig und scheinbar gleichgiltig vor sich hin starrend, ein ergrauter

Mann auf einem Stuhl. Das ist „Jim", der „Trauungshandlanger", dessen durch langjährige Erfahrung geschärfter Blick den Leuten sofort ansieht, wohin sie wollen. Mit großer Elastizität schnellt er empor und tritt vor ein Paar, das Arm in Arm hereingekommen ist und sich nun nach allen Seiten umblickt. Er fragt nach dem Begehr; die Antwort darauf weiß er natürlich schon im Voraus, und stolz wie ein Ceremonienmeister geleitet er seine Schützlinge nach dem Trauungslokal.

Hier sieht es einfach genug aus. An den Längsseiten des kahlen Raumes stehen eine Anzahl Stühle, auf denen bereits einige Paare auf den die Civiltrauung vornehmenden Alderman (Stadtrath) warten. In einer Ecke des Zimmers steht ein alter Schreibtisch, an dem ein Schreiber die Trauungsformulare, welche stoßweise vor ihm liegen, ausfüllt, die dann später der Alderman unterzeichnet.

Endlich erscheint der sehnlichst erwartete Stadtvater. Mit Würde entledigt er sich seines Ueberziehers, läßt einen Blick über die anwesenden Paare gleiten und fragt dann im Geschäftston den Schreiber: „Wer sind die ersten?"

Die Formalitäten bei der Civiltrauung sind fast ebenso wie in Deutschland und daher nicht weiter zu erwähnen. Nach der offiziellen Handlung kommt für den Sekretär des Alderman aber die Hauptsache. Es ist dies die Gratifikation für die Ausstellung der Heirathspapiere. Für den unbetheiligten Zuschauer ist es amüsant, zu sehen, wie der Schreiber, Jim und die Trauzeugen jeder Bewegung, die der junge Gatte macht, folgen, bis er endlich seine Hand in die Tasche senkt. Nun wird erst recht aufgepaßt. Mit einem Silberdollar zwischen den Fingern wird die Hand wieder aus der Tasche gezogen, Silberklang tönt auf dem Pulte. Der Silberling verschwindet wie weggezaubert, und Jim geleitet das Paar wortlos bis an die Thür. Wenn aber der junge Ehemann nobel ist und dem Schreiber eine Zwei- oder gar Fünfdollarnote in die Hand drückt, dann verständigt ein Blick des Empfängers seine Genossen. Sie gratuliren dem Ehepaare, wünschen ihm alles mögliche Gute und geleiten es bis an die in's Freie führende Treppe, und dort verabschiedet sich das Beamtenpersonal durch eine tiefe Verbeugung.

Wehe aber dem armen Teufel, der an die kostenfreie Trauung durch den Alderman glaubt! Tritt er an's Pult, um den Trauschein zu empfangen, ohne den üblichen „Händedruck", da mag er das Schriftstück selbst vom Pulte aufnehmen, falten und in die Tasche stecken, während es für freigeberige Brautleute sorgfältig gerollt und mit einem blauseidenen Bändchen umwunden wird. Er erhält keine Glückwünsche, Niemand gibt ihm bis zur Thür das Geleite; ein verächtlicher Wink Jim's mit der Hand deutet ihm an, daß er sich mit seiner Gattin zum Kuckuck scheren könne. [v. Br.]

Humoristisches.



Unerwünschte Folge.

A.: Zum Kuckuck, Herr Streber, was machen denn Sie da?
B.: Hier in diesem Hause habe ich um die Hand der Tochter angehalten.
A.: Und?
B.: Und den Fuß des Vaters bekommen.



Lakonisch.

Schaffner: Sie sitzen ja in einem Schnellzug, mein Herr, wozu Sie Ihr Billet nicht berechtigt.

Passagier: Lassen Sie den Zug langsamer fahren, ich hab' Zeit!

Die schlauen Handwerksburschen. — Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts durften die Handwerksburschen, ohne eine gewisse kleine Geldsumme vorweisen zu können, nicht aus einem deutschen Staate in den anderen wandern.

Sie umgingen diese Verordnung, indem sie in der Grenzstadt eines Landes Quartier nahmen; Tags darauf gaben sie dem Wirth ihren Tornister mit Hab und Gut gegen eine gewisse Summe zum Pfand und ließen sofort ihr Wanderbuch visiren, wobei sie ihre Barschaft vorzeigten. War das geschehen, so stellten sie dem Wirth das von ihm empfangene Geld wieder zu, nahmen ihren Tornister auf den Rücken und wanderten wohlgemuth, wenn auch ohne einen Pfennig Geld, in's Land hinein. [W. H.]

Auch ein Trost. — Als Viktor Hugo sich auf der einsamen Insel Guernsey im Exil befand, besuchte ihn auch Alexander Dumas; Hugo empfing ihn auf's Freundlichste und lud ihn zum Frühstück ein, das Beide auf einer am Strand gelegenen Veranda einnahmen.

Hugo befand sich in einer ziemlich düsteren Stimmung und sagte plötzlich: „Sehen Sie, mein lieber Dumas, jetzt sitze ich hier auf meinem Felsen wie ein Verbannter des Alterthums."

„Das mag sein," versetzte Dumas, mit vollen Backen kauend, „aber ein Trost bleibt Ihnen: Ihre Butter ist hier weit besser, als in Paris; darüber läßt sich gar nicht streiten." [L—n]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 48.

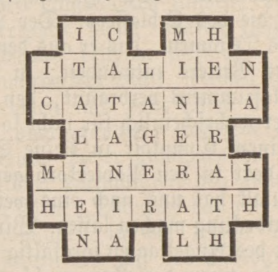
Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 46:
Klug zu reden ist schwer, klug zu schweigen schwerer.

Scherz-Räthsel.

Zu Fuße ziehe ich einher,
Denn fahr' ich, bin ich es nicht mehr;
Fällst du mein Haupt mit raschem Streich,
Bin ich ein Anderer auch gleich.

Auflösung folgt in Nr. 48.

Auflösung des Homogramms in Nr. 46:



	I	C		M	H	
I	T	A	L	I	E	N
C	A	T	A	N	I	A
	L	A	G	E	R	
M	I	N	E	R	A	L
H	E	I	R	A	T	H
	N	A		L	H	

Verlag der Buchdruckerei der
Thorner Ostdeutschen Zeitung, Ges. m. b. H., Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.